

Unverkäufliche Leseprobe



Dieter Langewiesche
Reich, Nation, Föderation
Deutschland und Europa

332 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-57376-7

1. Was heißt ›Erfindung der Nation‹?
Nationalgeschichte als Artefakt –
oder Geschichtsdeutung als Machtkampf

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Die Nation – ein Werk der Geschichte,
kein Geschöpf für die Ewigkeit

Seit Benedict Anderson seine Reflexionen über die Entstehung und Verbreitung von Nationalismus «Imagined Communities» genannt hat, ist die Rede von der «Erfindung der Nation» allgegenwärtig. So lautet die mißratene Übersetzung des Titels in der deutschen Ausgabe des Buches.¹ Dieser Titel hat eine steile internationale Karriere erlebt. Er bietet ein Stichwort, auf das offensichtlich die Wissenschaft wie auch die Öffentlichkeit gewartet haben. Beide nahmen es sofort begierig auf und prägen es seitdem massenhaft in kleiner Münze.

›Erfindung der Nation‹ und ›Nationalgeschichte als Artefakt‹ bezeichnen zwei Seiten eines Deutungsmusters, das zu einem theoretischen Umfeld gehört, welches zur Zeit vor allem von Postmoderisten und Poststrukturalisten bestimmt wird. Geschichte dekonstruieren, nicht rekonstruieren lautet deren Credo. In den USA haben die Auseinandersetzungen darüber eine militante Schärfe erreicht, die nach organisatorischer Trennung der Kontrahenten verlangte. 1998 haben schließlich die Gegner einer postmodernistischen Geschichtsschreibung die *Historical Society* als Abwehrbastion gegründet, von der aus sie den Dekonstruktivisten unter dem Banner «reconstructing history» entgegentreten.²

Auch in diesem Streit geht es nicht nur um die Art, wie Geschichte gesehen und bewertet werden soll. Darum geht es auch, denn die Gegner einer radikalen Dekonstruktion befürchten einen Verlust wissenschaftlicher Standards, wenn jede Gruppe ihre eigene individuelle Sicht der Vergangenheit entwerfen und als gleichberechtigte Geschichtsdeutung über Schulen und Universitäten verbreiten kann. Die innerwissenschaftliche Theoriekontroverse konnte jedoch nur deshalb so unerbittlich werden, weil sie sich zum Kampf um Deu-

tungsmacht in der Gesellschaft auswuchs. Der öffentlich ausgetragene Streit um die ›richtige‹ Art, Geschichte zu verstehen, wurde dramatisiert zum «cultural shouting match to define a normative American way of life».³ Die *Historical Society* sprach 1998 in ihrer ersten Programmschrift, einer Art Gründungsmanifest, von der Gefahr einer «Balkanisierung des intellektuellen Lebens»⁴, und Eugene D. Genovese, einer der Prominentesten unter denen, die gegen die DekonstruktivistInnen auf die Barrikade gingen, fühlte sich durch den «extremism of ›political correctness‹», mit dem die «elitist – dead, white, man – history» geächtet und durch eine Opfergeschichte ersetzt werde, sogar an die Zeit McCarthys erinnert.⁵

Solche Bedrohungs-dramaturgien sind in den gegenwärtigen europäischen Geschichtsdebatten nicht zu finden. Doch auch in ihnen wird scharf Front gemacht gegen eine ältere Geschichtsschreibung, die verkannt habe, daß unsere Rückblicke in die Vergangenheit immer perspektivisch gebunden sind und deshalb immer nur bestimmte Schneisen in die Vergangenheit schlagen können – abhängig von dem jeweiligen Standort des Betrachters, von seinem individuellen «Sehepunkte», um dieses erhellende Wort des Johann Martin Chladenius aufzunehmen.⁶ Es stammt aus dem Jahre 1752 – ein erstes Indiz, daß nicht alles brandneu ist, was gegenwärtig von denen vorgebracht wird, die Geschichte in eine Vielzahl von Geschichten auflösen wollen. Neu ist allerdings die Theorie-Radikalität, mit der die Möglichkeit verneint wird, die unterschiedlichen Geschichten doch wieder zu einer Gesamtgeschichte zusammenzuführen. Um diese postmoder-nistische Radikalität in ein Bild zu fassen: Geschichte wird als eine Art Kaleidoskop gesehen, das bei jeder Drehung ein verändertes Bild zeigt, nie jedoch mehrere Bilder gleichzeitig, und erst recht nie ein Gesamtbild.⁷

In diese Debatte muß die Deutungsformel ›Erfindung der Nation‹ eingeordnet werden, um erkennen zu können, welche Brisanz für das Geschäft des Historikers in dem Programm steckt, Nationalgeschichte als Artefakt zu entmystifizieren. Es geht darum zu erhellen, was es für das Fach Geschichte bedeutet, wenn diese radikale Vorstellung davon, was Geschichte ist und wie sie wahrgenommen wird, bezogen wird auf die früheren und gegenwärtigen Nationalhistoriographien, aber auch auf die anschwellende Zahl der Werke, die damit beschäftigt sind, dem entstehenden ›Haus Europa‹ ein gemeinsames geschichtliches Fundament zu stiften.⁸

In Teilen der Literaturwissenschaft wird dieses Entmystifizierungswerk weitaus radikaler betrieben als in der Geschichtswissenschaft. Dabei wird jeder Versuch aufgegeben, Geschichtsbilder zu entwerfen, die auch das Gegenläufige und die Widersprüche einbeziehen und so arrangieren, daß ein als Einheit wahrzunehmendes Gesamtbild entsteht. Geschichte läßt sich in dieser Sicht in der Tat nur noch als «Geschichten von Geschichte» erzählen, als «Knotenpunkt einer Vielzahl von Diskursen in einer hybriden, polykontexturalen Welt,» die nicht mehr von außen im Blick des Wissenschaftlers als Einheit zu erkennen sei, sondern von der nur noch eine «Vielzahl alternativer Selbstbeschreibungen» angefertigt werden könne.⁹ Sie runden sich nicht zur «Einheit des Differenten»¹⁰ und wollen das auch nicht. Sie bieten vielmehr ein «Identitätschaos»¹¹, wie es Homi K. Bhabha genannt hat, dessen Werk «The Location of Culture» zu den international einflußreichsten Studien dieser Richtung innerhalb der Literaturwissenschaft gehört. Nation nennt er eine «narrative Strategie», einen performativen Akt, den er bis in die Schreibweise sichtbar machen will: «DissemiNation».¹² Was Bhabha wähnt, nur von den Rändern und Minderheiten her – den Frauen und den Kolonialiserten – erkennen zu können, gehört jedoch längst zu den Gemeinplätzen der historischen Nationsforschung: «Nation» – eine Schöpfung von Menschen, die auf kulturelle Homogenisierung angelegt ist.

Was ist gemeint, wenn die Nation eine kulturelle Erfindung, «imagined community», vorgestellte Gemeinschaft, gesellschaftliche Konstruktion genannt wird, wenn Nationalgeschichte als narrative Strategie, als performativer Akt, als Artefakt bezeichnet wird? Es ist vor allem anderen ein Widerspruch gegen jeden Versuch, die Nation als etwas überzeitlich Gültiges auszugeben, in grauer Vorzeit entstanden als die dem Menschen vermeintlich wesensgemäße Form des Zusammenlebens und deshalb auch in Zukunft verbindliches Orientierungsmaß. Jeder ist Glied einer Nation, und jede Nation soll einen Staat bilden, den Nationalstaat. Dieser Vorstellung – in den europäischen Nationen unterschiedlich weit zurückreichend, doch überall im 19. Jahrhundert zur stärksten politischen Gestaltungskraft überhaupt geworden und bis heute wirkungsmächtig – widerspricht die Rede von der Nation als einer imaginierten Gemeinschaft, erdacht von Menschen, die mit dieser «Erfindung» Geschichte deuten und zugleich Forderungen an Gegenwart und Zukunft stellen.

Nation als vorgestellte Gemeinschaft, Nationalgeschichte als Artefakt bedeutet im Kern: Die Nation ist nichts Ewiges. Sie ist geworden, und sie kann vergehen, denn sie ist ein Geschöpf von Menschen, eine Ordnungsvorstellung, die auf bestimmte geschichtliche Herausforderungen Antworten bietet, die mehr und mehr Menschen überzeugt haben und deshalb in Normen gegossen wurden – zur Gewohnheit gewordene gesellschaftliche Verhaltensnormen und staatlich verfügte Normen, Verfassungsparagrafen, Gesetze oder Anforderungen anderer Art, die Staat und Gesellschaft an den einzelnen richtet, etwa in der Schule, im Militärdienst oder hinsichtlich der Sprache, um nur einiges zu nennen.

Die Nation und der Nationalstaat sind keine Ewigkeitswerte, sondern als «kulturelle Produkte», wie Anderson sagt,¹³ von Menschen gestaltet und mithin vergänglich. Das ist die schlichte Botschaft dieser Formel, die eine Weltkarriere gemacht hat: die Nation – ein historisches Phänomen, mit einem Anfang und möglicherweise auch einem Ende, das wir allerdings noch nicht kennen.

Als theoretische Einsicht bietet diese Formel nur Selbstverständliches, ohne Neuigkeitswert für jeden, der sich mit Geschichte beschäftigt, geradezu langweilig altbacken, wengleich viele sie wie eine Modernitätsplakette tragen, als Nachweis, auf dem laufenden zu sein. Unsere Altvorderen wußten das aber schon seit langem und haben sich kluge Gedanken darüber gemacht. Man muß also keine der neuesten Theorien bemühen. Ihre gegenwärtige Hochkonjunktur auf dem Wissenschaftsmarkt und in der Öffentlichkeit gründet im Vergessen früherer Einsichten.¹⁴

Die Nation, eine Erfindung des Menschen, oder anders gesagt: eine gesellschaftliche Konstruktion – diese Formel kann, obwohl altvertraut, gleichwohl auch heute noch, und heute wieder, provokativ und damit erkenntnisfördernd wirken. Warum? Weil seit dem 19. Jahrhundert die Geschichte von Völkern und Staaten auf die Nation und den Nationalstaat zwangsläufig zuzulaufen schien und deshalb die im Nationalstaat vereinte Nation von vielen als Geschichtsverheißung begriffen wird, als ein Ziel, das in der Vergangenheit vorgezeichnet und jedem Volk und jedem Staat aufgetragen sei. Nation werden und sich als Gehäuse des Zusammenlebens einen Nationalstaat schaffen: Diese in die Geschichte projizierte Vision wurde im 19. Jahrhundert als Leitbild gesellschaftlichen und politischen Handelns zum machtpolitischen Imperativ und zum Überlebensgebot für Staaten, die fort-

bestehen, und für Völker, die sich eine staatlich selbständige Existenz schaffen oder bewahren wollten.

Nur Staaten überlebten oder entstanden seit dem frühen 19. Jahrhundert, die als Nationalstaaten Anerkennung fanden, sei es bei der eigenen Bevölkerung, bei den Nachbarn oder in der internationalen Staatenordnung. Die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel. Sie wurden im historischen Prozeß der Umgestaltung Europas zu einem Europa der Nationalstaaten gewissermaßen übersehen, wie Liechtenstein und Monaco, oder konnten dank der Rivalität der Großen überleben. So im Falle Luxemburgs, das der französische Kaiser Napoleon III. 1866 als Preis für seine Duldung des deutschen Wegs zum Nationalstaat gerne dem Territorium der französischen Nation einverleibt hätte. Das hätte durchaus in der Logik des damaligen nationalen Denkens gelegen. Denn das 19. Jahrhundert wollte den Kleinen eigentlich nicht das Recht zugestehen, sich als Nation zu erfinden, um so dem eigenen Staat als Nationalstaat einen Überlebensanspruch zu verschaffen oder einen bestehenden supranationalen Staat in seine nationalen Teile zu zerlegen.¹⁵

Nation und Nationalstaat setzten im Denken des 19. Jahrhunderts eine gewisse Größe voraus. Darin stimmten die Repräsentanten ganz unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Richtungen überein. Der demokratische Nationalist Giuseppe Mazzini sah das als einer der Wortführer der italienischen Nationalbewegung ebenso wie der liberalkonservative deutsche Historiker Wilhelm Giesebrecht – «die Gedanken Gottes verkörpern sich gleichsam» im «Leben großer Nationen»¹⁶ schrieb er 1858 – oder wie die marxistischen Gründerväter Karl Marx und Friedrich Engels. Sogar Ernest Renan, der gern zitierte Theoretiker der sich selbst bestimmenden Staatsbürgernation, fügt sich in dieses Bild. Die erwähnte «Abtretung Luxemburgs an Frankreich», die der französische Kaiser vergeblich erhofft hatte, bagatellisierte er als eine «unbedeutende Concession», die «Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner gemacht hätte».¹⁷

Auch heute lebt die Vorstellung vom berechtigten Ausschluß der Kleinen aus dem nationalen Selbstbestimmungsrecht noch. Als Beispiel sei der britische Historiker Eric J. Hobsbawm genannt, dessen in viele Sprachen übersetzte wichtige Bücher einer breiten Öffentlichkeit Geschichtswissen vermitteln. In seinem Werk zur Geschichte der Nationen und Nationalstaaten in der modernen Welt, eine der

kundigsten Studien zu diesem Thema, bietet er eine Art historischer Rezeptur zur Behandlung der heutigen Probleme auf dem Balkan und anderswo. Für ihn ist Nation nicht ausschließlich eine Erfindung im Sinne einer gesellschaftlichen Selbstkonstruktion. Nation ist, was sich als Nation versteht: so läßt sich die Radikaldefinition von Nation als Selbstschöpfung, als Erfindung ihrer selbst, als Artefakt scharf pointiert umschreiben. So weit geht Hobsbawm nicht. Er sieht die Möglichkeit und die Legitimität, sich als Nation zu imaginieren, an einige Kriterien gebunden, die er für objektiv vorgegeben hält. Zu ihnen gehöre eine ausreichende Größe. Was das bedeuten soll, sagt er nicht genau, ebenso wenig wie sein historischer Kronzeuge Mazzini, auf den er sich beruft. Doch er gibt Verständnishilfen. Sich als Nation zu behaupten, setze die «erwiesene Fähigkeit zur Eroberung»¹⁸ voraus. Das schließt die Kleinen aus. Sie erobern nicht, sondern werden erobert, es sei denn, man übersieht sie.

Hobsbawm will im «Schwellenprinzip» – das Recht, sich als Nation zu erfinden, stehe nur dem zu, der groß und stark genug ist, sich als Nationalstaat machtpolitisch zu behaupten – eine rationale Norm gegen eine unerwünschte «Balkanisierung» der Welt sehen. Um diese Geschichtsdeutung provokativ zuzuspitzen: Die Staatengemeinschaft der Mächtigen bildet eine Art internationales Patentamt, bei dem diejenigen, die sich als Nation erfinden und einen Nationalstaat gründen wollen, ihre Zulassung beantragen müssen. Als Berechtigungsnachweis dient nicht der Wille des Antragstellers, künftig als Nation in einem eigenen Staat zu leben, sondern die erwiesene Fähigkeit, sich gegen Konkurrenten durchzusetzen – mit Gewalt, meistens durch Krieg.

Damit beschreibt Eric Hobsbawm in der Tat das historische Szenario seit den Anfängen bis heute. Was er als Historiker auffindet, versteht er als angemessen auch für die eigene Gegenwart. Er beschreibt hier Geschichte als ein Notariat, das beglaubigt, was Erfolg hatte. Historischer Erfolg gilt als Rationalitätsnachweis. Das «Schwellenprinzip», das Hobsbawm der Geschichte und dem politischen Willen des 19. Jahrhunderts entnimmt, stellt er einem Prinzip der nationalen Selbstbestimmung entgegen, das seit der Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg auch den kleinen und mindermächtigen Völkern, wenn sie sich als Nation definieren, den Anspruch auf einen eigenen Staat zubilligt. Vollständig wurde dieses Prinzip nationaler Selbstbestimmung allerdings nie anerkannt und umgesetzt, wie

nicht zuletzt die bis in die unmittelbare Gegenwart blutig umkämpften Staatsbildungsversuche auf dem Balkan erkennen lassen.

Nation als gesellschaftliche Konstruktion zu verstehen, hat also nichts mit friedfertiger Ideenkonkurrenz zu tun, wie die Erfindungsformel suggerieren könnte. Das ist *ein* gewichtiger Grund, warum man sie mit Vorsicht benutzen sollte. Eingenistet in die Umgangssprache, kann sie dazu verführen, den Prozeß der Nationsbildung zu verharmlosen als etwas, das sich Menschen ausdenken, in die Welt setzen und sich ebenso leicht wieder davon lösen können. Doch so war das nie. Wie es war, soll am besonders komplizierten deutschen Fall skizziert werden (S. 28). Zuvor aber (s. u.) werden mit Ernest Renan und Elias Canetti zwei Intellektuelle, die in der Hoch-Zeit europäischer Nationalstaatsgründungen intensiv über das Phänomen Nation nachgedacht haben, befragt, warum sie die Nation als kollektive Konstruktion im historischen Zwangsgehäuse verstehen.

Die Nation bei Ernest Renan und Elias Canetti

Elias Canetti, 1905 als sephardischer Jude geboren, wuchs in einer wohlhabenden Familie auf, zunächst im Vielvölkergemisch einer kleinen bulgarischen Stadt, dann 1911 bis 1913 in Manchester, danach in Wien, Zürich und Frankfurt am Main. Dieser Europäer, der seine Werke in deutscher Sprache schrieb, hatte als Neunjähriger in Baden bei Wien erstmals erlebt, was es heißt, eine nationale Masse zum Feind zu haben. Er hörte, so berichtete er später, mit seiner Mutter die Kurkapelle, als die Mitteilung eintraf, der Krieg hat begonnen. Die Kapelle spielte sofort die österreichische Kaiserhymne, danach die deutsche Hymne ›Heil dir im Siegerkranz‹, alle standen auf und sangen mit, nur er und seine beiden kleineren Brüder, die es ihm als dem Älterem nachmachten, stimmten noch ganz von ihrer Zeit in Manchester geprägt die englische Nationalhymne an. Sofort verwandelten sich die umstehenden Menschen in eine Masse mit haßerfüllten Gesichtern und prügelnden Armen. Daß den drei Buben nicht mehr geschah, verdankten sie wohl ihrer Mutter, die auf wienerisch schrie – offensichtlich ein nationalkulturelles Erkennungssignal, das beruhigte. Dieses «erste Erlebnis einer feindlichen Masse», schreibt Canetti in der Geschichte seiner Jugend, sei ihm unauslöschlich geblieben.¹⁹ Fast ein halbes Jahrhundert nach dieser Erfahrung,

1960, hat er sein Nachdenken über die Massen des 20. Jahrhunderts der Öffentlichkeit übergeben: «Masse und Macht» lautet der Titel eines der geistigen Hauptwerke aus dem Jahrhundert der Massenbewegungen, deren Nationalismus zwei Weltkriege heraufbeschwor.

Ein Kapitel dieses Werkes handelt über die symbolische Konstruktion der Nation. Es verarbeitet Erfahrungen, die Ernest Renan noch nicht zur Verfügung standen. Doch auch er, der international angesehene Religionswissenschaftler, schrieb seine berühmte Rede «Was ist eine Nation?», die er 1882 in Paris gehalten hat, mit dem Wissen um die Gefahren, die von diesem machtvollen Leitbild ausgingen, dessen Notwendigkeit er gleichwohl nicht bezweifelte. Beider Überlegungen über die Nation sollen nun in Erinnerung gerufen werden. Was heißt für sie Nation?

Beide rücken das Konstruierte, das Imaginierte an der Nation ins Zentrum. Aber was konstruiert, imaginiert, erdacht, erfunden wird, sehen sie an Voraussetzungen gebunden, die denen, die sich der Nation zurechnen, nicht frei zur Disposition stehen. Die Erfindung der Nation muß auf Konstruktionselemente zugreifen, die vorgefunden werden. Wissenssoziologisch gesprochen ist «Nation» als Wirklichkeitskonstruktion stets objektive Faktizität und subjektiv gemeinter Sinn zugleich. Sinnzuschreibung verlangt Auswahl aus dem, was man als Vorhanden erkennt. Dieses Auffinden und die Auswahl, was man daraus in die eigene Nationskonstruktion einbauen will, steuert der Mensch, aber er wählt aus Vorhandenem. Er erfindet, indem er auffindet. Seine Erfindung ist immer auch Auffinden im Reservoir des historisch Vorgegebenen. Und dieses Vorgegebene konstruieren beide, Ernest Renan und Elias Canetti, als ein machtvolles Zwangsgehäuse, aus dem nur sehr schwer auszubrechen ist.

Für Ernest Renan mag diese Feststellung überraschen, denn schließlich ist er der Schöpfer des Wortes «die Nation – ein tägliches Plebiszit», eine Formel, die sich verselbständigt hat und stets zitiert wird, wenn es gilt, das westeuropäische und nordamerikanische Nationsverständnis – die Nation als Staatsbürgernation – von anderen Deutungen abzuheben, vor allem von denen, die Nation an «objektive» Kriterien binden wollen. So hob und hebt man in Deutschland und in den ost- und ostmitteleuropäischen Staaten vor allem auf die Abstammung ab, wobei dieses Kriterium im einzelnen sehr unterschiedlich ausgefüllt wird, sei es über die Sprache, die Geschichte, die Religion oder biologisch. «Staatsbürgernation» zielt hingegen nicht auf

Abstammung, sondern auf eine politische Gemeinschaft, zu der man sich als Staatsbürger bekennt: In sie kann man durch eigenen Willensentscheid eintreten, und man verläßt sie, wenn man aus dem Staatsverband ausscheiden will. Für diese Idee der Staatsbürgernation als ständige Neuschöpfung kraft Zustimmung durch jeden einzelnen, steht der Name Ernest Renan. Diese demokratische Vision, ein Geschöpf der Französischen Revolution, hat sich sprachlich kristallisiert in Renans berühmter Metapher: die Nation – «ein Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt».²⁰

Aber das ist nur die eine Seite von Ernest Renans Antwort auf seine Frage «Was ist eine Nation?». Er erklärt zunächst, was sie nicht ist. Keine Abstammungsgemeinschaft im Sinne einer Rassengemeinschaft; keine Ethnonation, würde man heute sagen. Die Menschengeschichte habe nichts mit Zoologie zu tun. Und die Deutschen, so warnt er, welche «die Flagge der Ethnographie so hoch halten», würden noch erleben, daß die Slawen diese Waffe gegen sie richten werden, wenn sie Dorfnamen in Sachsen und der Lausitz erforschen und «Rechenschaft für die Gemetzel und Massenverkäufe fordern», die ihren Vorfahren angetan wurden. «Es ist für alle gut, vergessen zu können.» Nation als eine Vergessensgemeinschaft, um das erinnern zu können, was vereint.

Nation, fährt Renan fort, ist auch keine Sprachgemeinschaft. Der Wille zusammenzuleben, sei wichtiger. Er verweist auf die Schweiz. Dann korrigiert er aber die Geschichte kräftig, indem er auch Frankreichs Sprachpolitik paßförmig macht. Frankreich, behauptet er, habe «niemals versucht ..., die Einheit der Sprache mit Zwangsmaßnahmen durchzusetzen». In jeder Geschichte über die Sprachpolitik der französischen Revolution oder die Schulverwaltung im 19. Jahrhundert kann man das Gegenteil nachlesen. Die Revolution erkannte ihre Feinde auch an der Sprache, und die Schule erzog streng zum Französischen, das in der Metropole Paris gesprochen wurde. Wer es nicht beherrschte, galt nicht als national vollwertiger Staatsbürger.

Renan löste sich also von der administrativen und der gesellschaftlichen Praxis in Frankreich, als er seine Vorstellung von Nation definierte. Sie sei keine Sprachgemeinschaft und auch keine Gemeinschaft der Religion und keine «Gemeinschaft der Interessen». Letztere ergäbe einen Zollverein, mehr nicht. Die Nation beruhe schließlich auch nicht auf dem Territorium, das sie besitzt oder als ihren Besitz

beansprucht. Damit wendet sich Renan gegen einen Streitpunkt, der bis heute stets der häufigste Anlaß zu nationalen Kriegen ist: der Kampf um den ›heiligen‹ Boden.

All dies will Renan aus dem Begriff Nation ausschließen: keine Gemeinschaft der Rasse, der Sprache, der Religion, der Interessen, der Geographie. Die Nation sei vielmehr ein «geistiges Prinzip», das er zweifach verankert sah: in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Jede Nation lebe aus dem «gemeinsamen Besitz eines reichen Erbes an Erinnerungen» und aus dem Wunsch, dieses Erbe anzunehmen und weiterhin zusammenzuleben.

Der Wille zusammenzuleben, erschafft in der Vorstellung Renans die Nation immer wieder aufs neue, als tägliches Plebiszit, doch dieses Ja zur Nation spreche der einzelne aus einer Tradition heraus, die Renan als ein Geschichtsgehäuse konstruiert, das der einzelne nicht einfach verlassen und nur schwer umbauen kann. Dieses Geschichtsgehäuse versteht er als ein kulturelles Werk des Menschen, erbaut aus dessen Deutungen und in diesem Sinn erfunden, voll des Verschweigens und Vergessens und voller Irrtümer. Der «historische Irrtum spielt bei der Erschaffung einer Nation eine wesentliche Rolle». Doch das Geschöpf dieser Irrtümer und des Vergessens, der ständigen Um- und Neudeutungen, also das, was man Geschichte nennt – das Geschöpf dieser historischen Konstruktionsarbeit des Menschen ist die Nation als «der Endpunkt einer langen Vergangenheit von Anstrengungen, Opfern und Hingabe.» Dieses Geschichtserbe sei das «soziale Kapital» («le capital social») – Renan thematisiert hier 1882, was Pierre Bourdieu als «kulturelles Kapital» auf dem Weltmarkt der Deutungsformeln unserer Zeit eingeführt hat – «auf dem man eine nationale Idee gründet.» Er fährt dann fort: «In der Vergangenheit ein gemeinsames Erbe von Ruhm und Reue, für die Zukunft ein gemeinsames Programm; gemeinsam gelitten, gejubelt, gehofft zu haben – das ist mehr wert als gemeinsame Zölle und Grenzen, die strategischen Vorstellungen entsprechen.»²¹

Eine Nation, faßt Renan schließlich seine Überlegungen zusammen, ist «eine große Solidargemeinschaft, getragen von dem Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch zu bringen gewillt ist. Sie setzt eine Vergangenheit voraus», und sie muß den Willen aufbringen, Gegenwart und Zukunft gemeinsam gestalten zu wollen. Darauf bezieht sich sein so oft zitiertes Wort von der Nation als einem täglichen Plebiszit, das er ausdrücklich eine Metapher

nennt. Gemeint ist der Wille, die Solidargemeinschaft als Erbe aus der Vergangenheit fortsetzen zu wollen. Aus diesem Willen, Geschichte als etwas Erfahrenes und damit immer auch Imaginiertes anzunehmen, lebe die Nation in die Zukunft hinein, nicht aus vermeintlich objektiv vorgegebenen Strukturen.

Als Geschöpf der Geschichte ist jede Nation sterblich. «Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal begonnen, sie werden einmal enden. Die europäische Konföderation wird sie wahrscheinlich einmal ablösen. Aber das ist nicht das Gesetz des Jahrhunderts, in dem wir leben. Gegenwärtig ist die Existenz der Nationen etwas Gutes, sogar Notwendiges.» Denn sie «dienen ... dem gemeinsamen Werk der Zivilisation», jede Nation auf ihre Weise. Deshalb versteht Renan die Existenz der Nationen als die «Garantie der Freiheit, die verloren wäre, wenn die Welt nur ein Gesetz, nur einen Herrn hätte.»²²

Ernest Renan – als Kronzeuge für das westliche Modell der Staatsbürgernation beliebt, weil seine bitteren Einsichten meist ausgeblendet werden – entwirft also die Nation als offen in die Zukunft hinein, doch in Bahnen, die von der Vergangenheit geschlagen wurden. Die moderne Nation erkennt er als ein Geschöpf der Geschichte mit allen Grausamkeiten, Gewalt und Kriegen, in denen sich Geschichte entwickelt hat. Die Nation hängt an den blutig-leidvollen Ketten der Vergangenheit. Wer diese Ketten lösen will, muß eine neue Vision bieten, die machtvoll genug ist, an die Stelle der alten zu treten. Renan hatte eine solche Vision, die er in anderen Schriften entwarf: die «Verinigten Staaten Europas» («d'États-Unis d'Europe»), verbunden in einem «pacte fédéral»²³, der «das Nationalitätsprinzip durch das Prinzip der Föderation reguliert»²⁴.

Diese Hoffnung Renans auf ein konföderiertes Westeuropa, multinational zusammengesetzt, läßt ihn unserer Gegenwart geeignet erscheinen, sich auf ihn zu berufen. Denn auch Renan suchte im Jahrhundert der Nationalstaatsgründungskriege nach einer Möglichkeit, die Gewaltbereitschaft der Nationen und ihrer Staaten zu dämpfen. Dabei wird jedoch geflissentlich übersehen, daß selbst diese Suche nach einer Pazifizierung kriegsbereiter Nationen auf Herrschaft zielte. Nationen, meinte Renan, werden ihrer selbst bewußt «nur unter dem Druck des Auslands». So habe sich die französische Nation «erst unter der Bürde der englischen Herrschaft» geformt, und Frankreich sei seinerseits «zur Geburtshelferin der deutschen Nation» ge-

worden.²⁵ Und nun, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sah er das westliche Europa in dreifacher Weise herausgefordert: durch Nordamerika, durch «die weite östliche Welt, der man keine übertriebenen Hoffnungen hegen lassen sollte»²⁶, und vor allem durch den «Islamismus», den er als «die vollkommene Negation Europas» verstand.²⁷ Doch die «Zukunft gehört Europa, und nur Europa.» Renan sprach vom Triumph des «indoeuropäischen Geistes» und vom «endgültigen Siegeszug Europas».²⁸ Dazu bedürfe Europa einer Konföderation, geführt durch Frankreich, Deutschland und England – «eine unbezwingbare Trinität, die die Welt, und vor allem Rußland, mit den Mitteln des Geistes auf die Pfade des Fortschritts führen würde».²⁹

Der Kronzeuge für das westliche Modell einer Staatsbürgernation als Willensgemeinschaft, die sich immer wieder neu konstituiert, indem sie Ja zu sich selbst sagt, entwirft also eine Vorstellung von Nation, in deren Geschichte und in deren Zukunft dem Gestaltungsspielraum durch die Menschen klare Grenzen gezogen sind. Der Mensch entscheidet, wie das Erbe der Vergangenheit gedeutet wird, indem er neue Ziele und Wege dahin erfindet, aber durchsetzen werden sich diese Zukunftsentwürfe nur, wenn sie die Macht gewinnen, sich gegen konkurrierende Ziele und Mächte zu behaupten. Die Nation ist auch für Renan eine Machtgemeinschaft. Weil nach seiner Überzeugung die historisch entstandenen Nationen nicht mehr ausreichen, um Europas Position im globalen Wettbewerb um Macht zu verteidigen, wirbt er für ein konföderiertes Europa, um gegenüber den USA, Rußland und den Staaten des Islams die Vormacht der Welt bleiben zu können. Renans transnationale Europavision entwirft Europa als Machterhaltungsunion mit klaren Außengrenzen.

Die Nation als Machtmaschine – diese Deutung Ernest Renans teilt Elias Canetti voll und ganz, wenngleich er ihn nicht erwähnt. Das Zeitalter der Massen, das er betrachtet, steht für Canetti unter dem «Furor der Vermehrung»³⁰, wie er den Hauptzug des 20. Jahrhunderts nennt. Als fortschrittlich gilt nur, was expandiert. Wachstum ist Fortschritt, Fortschritt erweist sich im Wachstum. Unter diesem Diktat sieht Canetti auch die Rolle der Nationen. Nationen sind Vermehrungsmaschinen. Deswegen konkurrieren sie und führen Krieg gegeneinander.

Wie Nationen entstehen, untersucht Canetti nicht. Er fragt, was sie zusammenhält und von den anderen abgrenzt. Seine Antwort: Natio-

nen halten zusammen, weil sie als Masse konstruiert sind und durch ein «Massensymbol» verbunden werden. Wie Renan lehnt auch Canetti die üblichen Kriterien zur Definition von Nation ab, etwa das gemeinsame Territorium oder die Geschichte und die Sprache. Der normale Mensch kämpfe nicht für «ein Wörterbuch, das hinter ihm steht», und was er von der Geschichte wisse, sei «jenseits von allem, was der ordentliche Historiker unter Geschichte versteht».³¹ Um sich als Teil einer Nation zu fühlen, müsse man in Beziehung zu dem «Massensymbol» stehen, das die Nation zusammenfügt, indem es ihr einen gemeinsamen Kern stiftet, auf den hin das gesamte Leben ausgerichtet werde. Dieses Massensymbol kann sich verändern, dann ändere sich auch «das Selbstbewußtsein einer Nation». Heute würde man sagen: ihre Identität.

Was Canetti unter Massensymbol versteht, ist veränderlich, steht aber nicht einfach dem Zugriff des Menschen offen. Er kann es nicht erfinden, wenn er etwas Neues will. Es müßte sich vielmehr das gesamte Wertemuster der Nation ändern. Denn das meint Canetti mit dem spezifischen Massensymbol, das jede Nation besitze, sie zusammenhalte und von anderen abgrenze: ein Wertemuster, das auf die Lebensweise der jeweiligen Nation zugeschnitten ist. Das Massensymbol der Engländer sei das offene Meer; das der Holländer der Deich, hinter dem das Land dem Meer abgerungen wird; das Massensymbol der Franzosen hingegen sei die Revolution.

Unter dem Blick des Historikers sind solche Symbolzuschreibungen hochgradig spekulativ³², aber sie heben doch etwas Wichtiges hervor: Im Kern ist die Nation eine Wertegemeinschaft. Sie ist deshalb auf Ausdeutung dieser Werte angewiesen, immer wieder aufs neue im Leben des einzelnen und des Kollektivs Nation. Deutung verändert, indem sie den nationalen Wertehaushalt neuen Situationen anpaßt, aber sie erfindet nicht etwas gänzlich Neues. Der Deutungskorridor, der Erfindern offensteht, ist begrenzt. Wenn er dauerhaft verlassen wird, verändert die Nation ihren Charakter. Es entsteht eine neue Nation, weil sie sich anderen Werten als zuvor verschreibt, mit einem anderen Massensymbol.

Genau dies diagnostiziert Elias Canetti in der deutschen Geschichte. Das Massensymbol der deutschen Nation sei das Heer.³³

Aus dem Heer sei die Einheit der deutschen Nation hervorgegangen, ihm sei der deutsche Nationalstaat von 1871 als Kriegsgeburt zu verdanken. Das Verbot der allgemeinen Wehrpflicht unter dem Dik-

tat der Niederlage im Ersten Weltkrieg habe man deshalb als einen Angriff auf das Allerheiligste der deutschen Nation empfunden. «Für den Deutschen bedeutet das Wort <Versailles> nicht so sehr die Niederlage, die er nie wirklich anerkannt hat, es bedeutete das Verbot der Armee; das Verbot einer bestimmten, sakrosankten Übung, ohne die er sich das Leben schwer vorstellen konnte. Das Verbot der Armee war wie das Verbot einer Religion. Der Glaube der Väter war unterbunden, ihn wiederherzustellen war jedes Mannes heilige Pflicht.»³⁴ Daß die demokratische Republik diese Pflicht nicht erfüllen konnte, habe sie mit dem Makel befleckt, aus der Tradition der deutschen Nation herauszutreten – im Gegensatz zum Nationalsozialismus, der die allgemeine Wehrpflicht wieder einführte und damit die Deutschen mit sich selbst, mit ihrem nationalen Selbstverständnis versöhnt habe.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg – so läßt sich Canettis Argumentation weiterdenken; er selbst macht das nicht – brachen die Deutschen bewußt mit diesem nationalen Wertehaushalt und seinem zentralen Symbol. Das Militär wurde nun trotz der bald wiedereingeführten allgemeinen Wehrpflicht aus seiner Zentralstellung verdrängt. Mit anderen Worten: Die deutsche Nation habe sich neu erschaffen, erfunden, weil sie von ihren früheren Zentralwerten und deren Symbolisierung abrückte. Hier wäre der Begriff der Erfindung in einem strengen Sinn angemessen, nicht als bloße Metapher für Veränderungen aller Art, die es im geschichtlichen Prozeß ständig gibt.